

STEPHEN HUNTER

EINSAME

JÄGER

Aus dem Amerikanischen von Patrick Baumann

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Time to Hunt*
erschien 1998 im Verlag Doubleday.
Copyright © 1998 by Stephen Hunter

1. Auflage April 2016
Copyright © dieser Ausgabe 2016 by Festa Verlag, Leipzig
Einbandgestaltung: Nicole Laka unter Verwendung von
Lizenzmaterial © shutterstock.com/javarman,
© shutterstock.com/Militarist
Lektorat: Alexander Rösch
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-443-0
eBook 978-3-86552-444-7

PROLOG

Wir befinden uns in der Gegenwart eines meisterhaften Scharfschützen.

Fast übernatürlich ruhig liegt er auf dem harten Felsuntergrund. Die Luft ist dünn, immer noch kühl; er fröstelt oder zittert nicht.

Die Sonne wird bald aufgehen und die Kälte aus den Bergen vertreiben. Ihr Licht breitet sich aus und enthüllt dabei märchengleiche Schönheit. Hohe Gipfel, in Schnee gehüllt; ein makelloser Himmel, der bald die Farbe eines blauen Rohdiamanten annehmen wird; ferne Almen von so intensivem Grün, wie man es in der Natur nur selten antrifft; Bäche, die sich durch den Nadelwald schlängeln, der die Hänge wie ein Teppich bedeckt.

Der Scharfschütze nimmt nichts davon wahr. Ihn darauf hinzuweisen, würde keinerlei Reaktion auslösen. Schönheit – egal ob die der Natur, die der Frauen oder selbst die der Waffen – ist ein Konzept, mit dem er nichts anfangen kann. Nicht nach all den Orten, an denen er gewesen ist, und all den Dingen, die er getan hat. Sie ist ihm schlicht und einfach egal. Sein Verstand orientiert sich nicht an solchen Bezugspunkten.

Stattdessen sieht er das Nichts. Er spürt eine starke, kalte Taubheit. Kein Gedanke hat in dieser Situation irgendeine Bedeutung für ihn. Sein Geist ist fast leer, als ob er sich in Trance befindet.

Er hat einen kurzen Hals, wie so viele legendäre Schützen. Obwohl seine Sehschärfe laut Snellen-Index mit 20/10 aberwitzig hoch ausfällt, wirken seine blauen Augen stumpf und offenbaren ein beinahe erschreckendes Ausmaß mentaler Gleichgültigkeit. Sein Puls ist praktisch nicht messbar. Manches an ihm ist kurios – Eigenheiten, die man

bei vielen Männern als Tick einstufen würde, die aber zu einem Scharfschützen perfekt passen. Er hat extrem gut ausgebildete, schnell kontrahierende Unterarmmuskeln, die für sein Alter jenseits der 50 immer noch geschmeidig und definiert sind. Seine Hände sind groß und stark. Das Durchhaltevermögen sprengt jede Skala, ebenso die Reflexe und die Schmerztoleranz. Er ist kräftig, agil und genauso energiegeladen wie jeder Spitzenathlet. Sein Verstand ist sowohl zu technischem als auch zu kreativem Denken in der Lage und sein Wille so geradlinig wie ein Laserstrahl.

Aber nichts von alledem kann ihn wirklich erklären, genauso wenig, wie solche Analysen einen Williams oder einen DiMaggio entschlüsseln könnten. Da ist einfach etwas an ihm: eine fast schon autistische Art von Genie, die ihm außergewöhnliche Kontrolle über Körper und Verstand verleiht, über Hände und Augen. Sie segnet ihn mit schier unendlicher Geduld, einem gewieften taktischen Verständnis und vor allem völliger Hingabe an seine mysteriösen Künste, die wiederum den Kern seiner Identität darstellen und ihm ein Leben verschaffen, wie es für viele unvorstellbar wäre.

Aber jetzt gibt es für ihn *nichts*: nicht seine Vergangenheit, nicht seine Zukunft, nicht den Schmerz, den es bereitet, eine lange Nacht hindurch reglos in der Kälte auszuharren. Nicht die Aufregung angesichts der Tatsache, dass dies der große Tag sein könnte. Keine Vorfreude, kein Bedauern, einfach gar nichts.

Neben ihm liegt sein Handwerkszeug, seitwärts auf einem harten Sandsack abgelegt. Er kennt es in- und auswendig, denn er hat sich zur Vorbereitung auf die 30 Sekunden, die heute, morgen oder übermorgen kommen werden, gründlich damit vertraut gemacht.

Es ist eine Remington 700 mit einem Fiberglasschaft von H-S Precision und einem Leupold-Zielfernrohr mit

zehnfacher Vergrößerung. Ein Büchsenmacher hat sie modifiziert, um noch das letzte Promille an Leistung auszureizen: Der Verschluss ist ausgerichtet, geschliffen und mit maximalem Drehmoment im Metallblock in der Mitte des Schafts verschraubt; der neue, freiliegende Krieger-Lauf hat eine Tieftemperaturbehandlung verpasst bekommen. Der Abzug, Marke Jewell, löst bei einem Abzugsgewicht von 1,81 Kilogramm mit dem knackigen Klirren eines brechenden Glasstabs den Schuss aus.

Der Scharfschütze hat mehrere Wochen mit der Munition experimentiert und nach einer exakten Harmonie gesucht, die bestmögliche Resultate erzielt: die perfekte Balance zwischen dem Geschossgewicht, dem Sitz der Patrone im Lager und der bis aufs letzte Gran handvermessenen Menge des ausgewählten Pulvers. Nichts wurde dem Zufall überlassen: Die Rillen im Patronenhals wurden gedreht und getempert, die Zündlöcher entgratet, die Tiefe der Zündhütchen perfektioniert, die Zündhütchen selbst nach Verlässlichkeit ausgewählt. Die Laufmündung ist mit dem neuesten Schrei ausgestattet, dem *Ballistic Optimizing System* von Browning – einer Art anschraubbarem Stutzen, der detailliert justierbar ist, um für das optimale Schwingungsverhalten im Sinne der Präzision zu sorgen.

Er verwendet kein Militärkaliber, sondern eins aus dem zivilen Bereich: eine Remington Magnum 7 Millimeter, eine Patrone, die eine Zeit lang bei Jägern weltweit im Trend lag. Ein Bock oder ein Hirsch lässt sich damit aus erstaunlich großer Entfernung erlegen. Obwohl sie darin von einigen hipperen Patronen übertroffen wird, ist sie dennoch ein leistungsfähiges Flachgeschoss, das beim Flug durch die dünne Bergluft kaum an Geschwindigkeit verliert und auf Distanzen jenseits der 500 Meter noch fast 2700 Joule Geschossenergie mitbringt.

Aber all diese Daten interessieren den Scharfschützen

nicht – oder zumindest nicht mehr. Er kannte sie einmal, aber in dieser Situation hat er sie vergessen. Der Zweck der endlosen ballistischen Experimente war einfach: Es ging darum, Büchse und Ladung zur absoluten Perfektion zu treiben, um nicht mehr darüber nachdenken zu müssen. Das ist das Prinzip guten Schießens: Man bereitet alles optimal vor und verschwendet dann keinen Gedanken mehr daran.

Als das Geräusch kommt, ist er weder erschrocken noch überrascht. Er wusste, dass es früher oder später kommen musste. Es erfüllt ihn nicht mit Zweifel oder mit Reue. Es bedeutet bloß eins: dass es Zeit wird, an die Arbeit zu gehen.

Es ist ein Lachen, mädchenhaft und hell, voller Begeisterung. Es wird von den steinernen Wänden des Canyons zurückgeworfen, schwirrt aus den Schatten einer kleinen Schlucht fast 1000 Meter weit durch die dünne Luft zu dieser hohen Felsbank hinauf.

Der Scharfschütze schüttelt die Finger, wärmt sie auf. Seine Konzentration steigt um noch eine Stufe. Er zieht das Gewehr mit einer fließenden Bewegung zu sich heran, in der die Übung Hunderttausender Schüsse aus Training und Missionen steckt. Wie von selbst hebt sich der Gewehrschaft an seine Wange. Während eine Hand zum Kolbenhals schnellte, stützt die andere den Vorderschaft. Sein Arm trägt das Gewicht des leicht angehobenen Oberkörpers und baut eine Knochenbrücke zum Stein, auf dem er liegt. Die Büchse ruht auf einem prall gefüllten Sandsack. Er findet den idealen Haltepunkt, der eine Platzierung der Wange am Schaft und den perfekten Augenabstand zum Zielfernrohr bietet, damit das kreisrunde Zielbild so hell und klar wie eine Kinoleinwand vor ihm erscheint. Sein *adductor magnus*, ein langer Muskel im inneren Oberschenkel, spannt sich, als er den rechten Fuß um eine Winzigkeit schräg stellt.

Über ihm gleitet ein Habicht im Wind, segelt durch den blauen Morgenhimmel.

Eine Bergforelle springt.

Ein Bär sucht etwas zum Fressen.

Ein Reh huscht durch das Unterholz.

Der Scharfschütze nimmt nichts davon zur Kenntnis. Es ist ihm egal.

»Mami«, ruft die achtjährige Nikki Swagger. »Nun *komm* schon.«

Nikki kann besser reiten als ihre Eltern. Sie wurde praktisch auf dem Pferderücken großgezogen, denn ihr Daddy, ein Unteroffizier der Marines im Ruhestand mit landwirtschaftlicher Vergangenheit, hatte beschlossen, sich als Pferdepfleger mit eigenem Mietstall in Arizona selbstständig zu machen – dort, wo Nikki zur Welt gekommen ist.

Nikkis Mutter, eine hübsche Frau namens Julie Fenn Swagger, bleibt etwas zurück. Julie bringt nicht die natürliche Anmut ihrer Tochter mit, aber sie ist in Arizona aufgewachsen, wo Pferde zum Leben gehören, und sie reitet seit ihrer Kindheit. Ihr Mann hat bereits als Farmerjunge in Arkansas geritten, danach jahrzehntelang nicht mehr. Später fand er zu den Tieren zurück, und jetzt liebt er ihre Integrität und Loyalität so sehr, dass er fast ohne nachzudenken den Entschluss gefasst hat, ein anständiger Reiter zu werden. Es gehört zu seinen angeborenen Talenten.

»Okay, okay«, ruft Julie, »sei vorsichtig, Schätzchen.« Aber sie weiß, dass Nikki nichts ferner liegt, als vorsichtig zu sein. Sie hat die Persönlichkeit einer Heldin, mit dem Willen, alles aufs Spiel zu setzen, und einer völligen Abwesenheit von Furcht. In dieser Hinsicht gleicht sie einer Indianerin – und ihrem Vater, der ein Kriegsheld gewesen ist.

Sie dreht sich um.

»Nun *komm* schon«, drängt Julie und öffnet ihre Tochter nach. »Du willst doch das Tal sehen, wenn die Sonne drüber wegzieht, oder nicht?«

»Japp«, ruft die Reiterin zurück, die nach wie vor von den Schatten der Vertiefung im Gelände verborgen wird.

Nikki prescht voran, heraus aus den Schatten und in das helle Licht. Ihr Pferd, das den Namen Calypso trägt, ist ein Vollblutwallach – ein ziemliches Biest, aber Nikki hat ihn lässig im Griff. Sie reitet englisch, da ihre Mutter davon träumt, dass sie einmal ein College im Osten besuchen wird. Und die Fähigkeiten, die als Kennzeichen der eleganten Reitkunst gelten, werden sie im Leben weiter bringen als das rowdyhafte Vermögen, wie ein Cowboy zu reiten. Ihr Vater hält nicht viel vom englischen Sattel, der kaum auszureichen scheint, um das Mädchen vor den Muskeln des Tieres unter ihr abzuschirmen. Bei Reitturnieren findet er diese bauschige Jodhpurhose und dieses Jackett aus Veloursamt mit dem Schnürband am Hals immer hochgradig albern.

Calypso springt über den felsigen Pfad. Seine Klugheit ist so offensichtlich wie seine Furchtlosigkeit. Das zarte Mädchen dieses riesige Pferd reiten zu sehen, zählt zu den großen Freuden im Leben ihres Vaters. Nirgendwo sonst wirkt sie so lebendig, so glücklich oder so souverän wie auf dem Rücken eines Pferdes. Jetzt jubelt Nikkis Stimme vor Vergnügen, als das Pferd auf eine Felsbank hinausreitet. Vor ihnen liegt die schönste zu Pferd erreichbare Aussicht. Sie rast bis an die Kante, scheint fast die Kontrolle zu verlieren, aber in Wahrheit hat sie alles im Griff.

»Schatz«, ruft Julie, als ihre Tochter fröhlich in den Untergang zu rasen scheint, »sei vorsichtig!«

Das Kind. Die Frau. Der Mann.

Das Kind kommt als Erstes. Sie ist die beste Reiterin, kühn und abenteuerlustig. Sie kommt aus den Schatten der

kleinen Schlucht zum Vorschein und gibt die Zügel frei. Das Tier galoppiert über das Gras auf den Rand der Schlucht zu, bleibt stehen, dann dreht es sich um und zuckt in Vorfreude. Das Mädchen zügelt es und lacht.

Als Nächstes kommt die Frau. Obwohl sie nicht so begabt wie ihre Tochter ist, reitet sie dennoch mühelos im Trab und sitzt bequem im Sattel. Der Scharfschütze kann ihr strohblondes Haar sehen, die Muskeln, die sich unter der Jeans und dem Arbeitshemd abzeichnen, die Sonnenbräune im Gesicht. Ihr Pferd ist ein groß gewachsener Fuchs, ein kräftiges Cowboy-Arbeitspferd, nicht so geschmeidig wie das der Kleinen.

Und als Letztes: der Mann.

Er ist schlank und wachsam. In einer Tasche unter seinem Sattel steckt ein Gewehr. Er sieht gefährlich aus – wie ein außergewöhnlicher Mann, der nie in Panik gerät, schnell reagiert und treffsicher schießt, und genau das ist er auch. Er reitet wie ein talentierter Athlet, ist fast eins mit dem Tier und steuert es instinktiv mit den Schenkeln. Obwohl auch er bequem im Sattel sitzt, ist er offensichtlich hellwach und aufmerksam.

Er kann den Scharfschützen nicht sehen. Der Schütze ist zu weit weg, das Versteck zu sorgfältig getarnt und die Stelle so gewählt, dass dem Opfer zu dieser Tageszeit die Sonne in die Augen scheint, weshalb es nur blendendes Licht und verschwommene Konturen erfasst.

Das Fadenkreuz legt sich über den Mann und folgt ihm, während er dahingaloppiert, findet den Rhythmus der Schrittfrequenz, gleicht sich der Auf-und-ab-Bewegung des Tieres an. Der Finger des Schützen streicht über den Abzug, wie gefesselt von der Geschmeidigkeit seines Opfers, aber er feuert nicht.

Ein bewegliches Ziel, das sich quer von links nach rechts bewegt, aber auch auf und ab, in der Vertikalen: 753 Meter.

Ganz und gar kein unmöglicher Schuss, und viele Männer in seiner Situation hätten diese Gelegenheit genutzt. Aber die Erfahrung sagt dem Scharfschützen, dass es besser ist, noch zu warten. Später wird es eine bessere Gelegenheit zum Schuss geben, die beste. Bei einem Mann wie Swagger ist das diejenige, die man nutzen sollte.

Der Mann schließt sich der Frau an. Die zwei plaudern, und was er sagt, bringt sie zum Lächeln. Weiße Zähne blitzen auf. Ein winziger Funke Menschlichkeit im Inneren des Scharfschützen sehnt sich nach der Schönheit und Ungezwungenheit der Frau. Er hatte Prostituierte aus der ganzen Welt, manche sehr teuer, aber dieser kleine, intime Moment ist etwas, das sich ihm vollkommen entzieht. Aber das geht schon in Ordnung. Er hat sich dazu entschieden, seine Arbeit abseits der Menschen zu verrichten.

Herrgott!

Er flucht über sich selbst. So werden Schüsse vermasselt – dieser kurze Moment der Unkonzentriertheit, der einen von der Mission ablenkt. Er kneift kurz die Augen zu, nimmt die Dunkelheit in sich auf und klärt seinen Geist. Dann öffnet er sie und analysiert die Lage.

Der Mann und die Frau haben die Kante erreicht: 721 Meter. Vor ihnen liegt ein Tal, das das Licht nach und nach enthüllt, während die Sonne höher steigt. In taktischer Hinsicht bedeutet das für den Schützen, dass sein Opfer aufgehört hat, sich zu bewegen. Er sieht ein Familienporträt im Fadenkreuz: Mann, Frau und Kind, alle auf fast gleicher Höhe, weil das Pferd des Mädchens so groß ist, dass es genauso hoch sitzt wie seine Eltern. Sie unterhalten sich, das Mädchen lacht, deutet auf einen Vogel oder etwas Ähnliches, schäumt über vor Tatendrang. Die Frau starrt in die Ferne. Der Mann, der immer noch wachsam wirkt, entspannt sich nur ein kleines bisschen.

Das Fadenkreuz teilt die breite Brust in zwei Hälften.

Der Meisterschütze atmet aus, sucht die Stille in sich, erzwingt aber nichts. Er fasst nie einen konkreten Entschluss, folgt keinem inneren Zwang. Es geschieht einfach.

Das Gewehr zuckt, und als nach einem Sekundenbruchteil das Zielbild zurückkehrt, sieht er, wie die Brust des großen Mannes explodiert, als sie von der 7-Millimeter-Remington-Magnum durchschlagen wird.

TEIL 1



Das Paradedeck

*Washington, D. C.,
April bis Mai 1971*

KAPITEL 1

In einem ungewöhnlich heißen Frühling schmachtete Washington träge unter der gleißenden Sonne. Das Gras war braun und glanzlos, der Verkehr dicht, die Bürger griesgrämig und unhöflich. Selbst die Marmordenkmäler und die weißen Regierungsgebäude wirkten verkommen. Es kam einem so vor, als ob die Stadt in eine Starre verfallen oder mit einem Fluch belegt sei. Keine Amtsperson in Washington ging noch auf Partys; es herrschte eine Zeit der Verbitterung und gegenseitiger Schuldzuweisungen.

Und es herrschte Belagerungszustand. Die Stadt wurde tatsächlich angegriffen. Der Prozess, den der Präsident als ›Vietnamisierung‹ bezeichnete, ging den Legionen von Friedensdemonstranten nicht schnell genug, die regelmäßig die Parks und Seitenstraßen der Stadt stürmten und sie mal lahmlegten, mal freigaben – weitgehend unkontrolliert und ganz, wie es ihnen gerade in den Kram passte. In diesem Monat hatten bereits die Vietnamveteranen für den Frieden die Stufen vor dem Kapitol eingenommen und einen verbitterten Hagel aus Medaillen auf sie niederprasseln lassen. Weitere Aktionen waren für Anfang Mai geplant. Der May Tribe von der People's Coalition for Peace and Justice hatte geschworen, das städtische Leben einmal mehr zum Stillstand zu bringen, diesmal für eine ganze Woche.

In der ganzen Stadt gab es nur einen Platz, an dem sich wirklich grünes Gras finden ließ. Manche sahen in diesem Grün ein letztes, lebendiges Symbol der amerikanischen Ehre, eine letzte Hoffnung. Andere wiesen darauf hin, das Grün sei künstlich, wie so vieles in Amerika. Man verdanke es allein der ungeheuren Anstrengung ausgebeuteter Arbeitskräfte, denen keine andere Wahl bliebe. *Und genau das wollen wir ändern*, sagten sie.

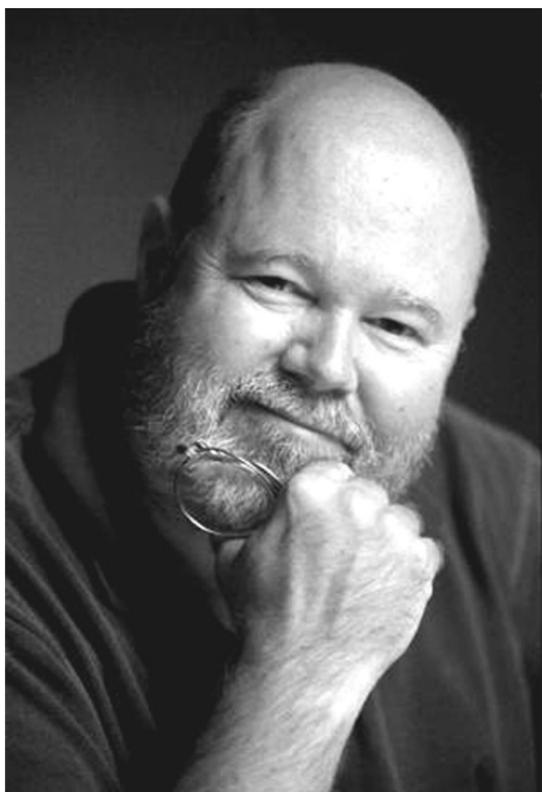
es schon gegeben. Ein Kerl, dessen Zeit fast abgelaufen ist, wird plötzlich zu einem extrem gefährlichen Kampfeinsatz abkommandiert. Tja, Sie kennen ja die Geschichten. Er hatte noch einen Tag vor sich und fing sich 'ne Kugel ein. Briefe an seine Mutter, Berichte in der Zeitung, wie schrecklich das alles ist. Der größte Pechvogel der Welt, dieser arme Kerl. Aber manchmal kommt so was eben vor.«

Es wurde wieder still im Raum.

Donny wollte nicht nach Vietnam zurück. Er hatte seine Zeit dort abgeleistet, war angeschossen worden. Er erinnerte sich an die Angst, die er verspürt hatte, an die schier unermessliche, atemberaubende Dichte dieser Angst, als zum ersten Mal Granaten um ihn herum explodierten. Er hasste dieses Elend, diese Verschwendung, das mörderische Element. Er hasste die Vorstellung, das wahre Leben so dicht vor sich zu sehen, nur um es zu verlieren. Er hasste die Aussicht, Julie nie, nie wiederzusehen. Er stellte sich vor, wie irgendein Friedensapostel sie tröstete, wenn er nicht mehr da war, und er wusste, wie die Sache ausgehen würde.

Fast unmerklich nickte er.

»Großartig«, lobte Bonson. »Sie haben die richtige Entscheidung getroffen.«



www.stephenhunter.net

STEPHEN HUNTER ist vielfacher Bestsellerautor und Filmkritiker (ausgezeichnet mit dem Pulitzerpreis). Er wurde 1946 in Kansas City, USA, geboren und lebt mit seiner Lebensgefährtin und zwei Kindern in Baltimore, Maryland. Anfang der 90er-Jahre begann er mit einer Serie von Thrillern, die sich um die Familiengeschichte des Swagger-Clans ranken. Bisher tritt Bob Lee Swagger in acht, sein Vater Earl Lee Swagger in drei Romanen auf. In *Soft Target* (2011) agiert erstmals Bob Lees unehelicher Sohn Ray Cruz. In *Point of Impact*, dem ersten Band der Saga, muss der ehemalige Marine-Scharfschütze Bob Lee Swagger bei einer Verschwörung als Sündenbock für den Mord am US-Präsidenten herhalten. Der Roman wurde 2007 als *Shooter* mit Mark Wahlberg in der Hauptrolle verfilmt und ist bei Festa auf Deutsch unter dem gleichen Titel erschienen. Das Projekt bescherte den Produzenten einen Gewinn von über 150 Millionen Dollar. Dennoch wurde ein geplanter weiterer Film um Bob Lee Swagger kürzlich abgesagt, doch eine TV-Serie angekündigt.

Stephen Hunter bei FESTA:

Shooter

Nachtsicht

Einsame Jäger